

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mödem-Straße Nr. 34); in der Provinz sowie im Auslande des Deutschen Reichs durch die Postämter.

Literatur des Auslandes.

N^o 15.

Berlin, Freitag den 2. Februar

1838.

A s i e n.

Ehefrauen im Orient.

Von M. J. Quin.

Man macht sich in Europa von dem Zustande der Frauen im Orient, namentlich bei den Türken und Persern, von dem Verhältnisse der Herrschaft und des Gehorsams zwischen Ehegatten, von dem Range und Ansehen der Hausfrau und Hausmutter sehr unvollkommene, von der Unfreiheit der Weiber hingegen, von ihrer Sklaverei im Harem des Pascha und im Zelte des Scheiks der Beduinen, von ihrem eingesperrten Leben unter der Bewachung argwöhnlicher Eunuchen, und was dergleichen mehr, sehr übertriebene Vorstellungen. Der Irrthum rührt zuvörderst daher, daß man die rechtmäßige, in religiös und gesetzlich gültiger Form dem Manne zugeführte und anverlobte Gattin mit dem Kebsweibe, der Konkubine, der Odaliske verwechselt, welche der Hausherr sich aus der Zahl seiner Sklavinnen zulegt, oder vom Sklavenmarkte, oder auch als Kriegsbeute mit nach Hause bringt. Der Koran macht aber zwischen Beiden einen sehr scharfen und bestimmten Unterschied. Nur jener erkennt Muhammed den Namen, die Ehre und Würde der Ehefrau zu; die anderen nennt er „Sklavinnen der rechten Hand“. Man sagt und glaubt ferner, und darauf beruht ein zweiter Mißverständnis, die Vielweiberei sey im Orient herrschend. Ueblich und verbreitet ist sie allerdings; die Gründe dafür liegen im Klima, im physischen Charakter der Süd-Asiaten und Afrikaner, und ganz besonders in dem Umstande, daß die frühreifen Orientalinnen auch ungemein früh altern. Zu zehn Jahren sind sie vollkommen mannbar; aber ihr trübes, süßes Leben und der Mißbrauch der heißen Bäder bringt es dahin, daß sie im fünf- und zwanzigsten weß und verblüht sind. Während der Mann im Orient sich in der Kraft seiner Jahre behauptet, sieht er drei weibliche Generationen um sich her aus Mädchen zu Frauen und Müttern und aus Müttern zu Altmütterchen werden. Aber daß darum die Vielweiberei herrschend wäre, dazu fehlt viel. Nur der Reiche, der Bornehme kann sich einen Harem halten; nur der sehr Wohlhabende kann mehrere Frauen ernähren. Unter tausend Persern wird man kaum dreißig finden, die mehr als eine Frau, kaum zwölf, die mehr als zwei hätten. Die bestunterrichteten und zuverlässigsten Reisenden berichten auch einstimmig, daß sie es, wo sie als Gäste in ein Haus einkehrten, in einer Türkischen oder Persischen Wirtschaft, was diesen Punkt betrifft, wenig anders gefunden haben, als in einer Europäischen. Ueberall merkt man, daß eine Hausfrau schafft, anordnet und das Regiment führt; nur darin liegt der Unterschied, daß man sie niemals zu sehen bekommt.

Sogar das Thema vom Pantoffel-Regiment ist den Orientalen kein fremdes, wie folgendes Persische Geschichtchen beweist: „Es war einmal ein gewaltig reicher Nabob; der hatte eine wunderschöne Tochter mit Namen Hofaini. Der Vater verzog sie, als sein einziges Kind, und that ihr Alles zu Willen; davon wurde sie so störrig und eigensinnig, so trotzig und boshaft, daß Niemand Freude an ihrer Schönheit haben konnte und die Nachbarn öfter sagten: „die garstige Hofaini!“ als: „die schöne Hofaini.“ Nun geschah es, als sie herangewachsen war, daß ihr ein junger Kriegsmann vor Allen wohlgefiel; er hieß Sadil-Beg und war guter Leute Kind, aber er hatte kein ander Erbtheil noch Vermögen, als sein Schwert. Der Nabob konnte seinem Töchterchen keinen Wunsch verjagen; also rief er den jungen Sadil zu sich und sprach zu ihm: „Ich habe Dich zu meinem Eidam anzu-erkennen.“ Sadil war hoch erfreut über das unverhoffte Glück; aber er kannte der schönen Hofaini Gemüthsart und nahm sich fest vor, ihr gegenüber den Herrn, und nicht, wie sie vielleicht erwarten mochte, den unterwürfigen Knecht zu spielen. Die Hochzeit wurde mit Glanz und Lustbarkeiten gefeiert, und das junge Paar zog sich in die prächtigen Gemächer zurück, so der Nabob in seinem Palast für die Neuvermählten hatte einrichten lassen. Wie sie nun so zum ersten Mal als Mann und Frau beisammen saßen, kam Hofaini's Lieblingskätzchen herbei, schmiegte sich ihr an den Fuß und schnurrte, damit ihre Gebieterin sie streicheln sollte. Sadil wollte mit dem Thiere schön thun, aber die Kage war eifersüchtig auf den neuen Günstling ihrer Herrin und krachte ihn tüchtig in die Hand. Da zog Sadil, ohne ein Wort zu

sprechen, sein Schwert, hieb der Kage den Kopf vom Kumpfe und warf sie zum Fenster hinaus. Das sah Hofaini und merkte auf der Stelle, daß ihr ein Herr und Gebieter zu Theil geworden war; sie nahm sich's zu Herzen und wurde eine sanftmüthige, gehorsame und liebevolle Ehefrau. Nun war unter Sadil's guten Freunden Einer, Namens Merdel, ein winziger, zwerghaft gerathener Pantoffelheld; seine Frau aber war ein völlig ausgewachsener Hausdrache. Die Beiden trafen einander eines Tages und sprachen von ihrem Hausstand; Merdel wollte gar nicht glauben, daß die schöne Hofaini auf einmal so fromm geworden seyn könnte, und als er erfuhr, wie Sadil es angefangen hatte, sie zu zähmen, war er sehr verwundert und erfreut. „Ei“, dachte er, „meine Frau hat ja auch einen Hauskater!“ Der Kleine ging nach Hause, hing sich einen gewaltigen Sarras um, reckte sich so lang er konnte, schnitt ein fürchterlich Gesicht, und vorwärts marsch; ging es nach seiner Frauen Stube. Was mit dem scheußigen Pelze, der sich nichts Arges versah, kam seinem Herrn freundlich entgegen und machte den allerschönsten krummen Buckel; ein herzhafter Hieb, und dem armen Thiere lag der Kopf vor den Füßen. Eben wollte Merdel den todten Kater packen und zum Fenster hinauswerfen, da kam seine Frau dazu und versetzte ihm eine so gewaltige Ohrfeige, daß er der Länge nach hinsag. „Merk Dir's, Du Tölpel“, schrie sie dazu, „Sadil hat die Kage gleich am Hochzeitstage todgeschlagen!“

Die rechtmäßige Gattin, die dem Manne Söhne und Töchter geboren hat, die Mutter — wader ist ihr Ehrenname im Persischen, von gleichem Stamm und Klang mit dem Griechischen und Lateinischen, Deutschen und Englischen Wort — ist überall im Orient, sey es in der Hütte des ärmsten Bauern, sey es im Palast des mächtigsten Fürsten, ein Gegenstand der heiligsten Liebe und Verehrung für alle Familienglieder und Hausgenossen. Es ist dies eine Pietät von solcher Tiefe und Innigkeit, sie wurzelt hier so unerforschentlich in ehrwürdiger, seit Jahrtausenden heilig gehaltenen Sitte, es liegt in der Art, wie sie gezollt und empfangen wird, so viel Natürlichkeit, Einfachheit und Würde, daß der Anblick für einen civilisirten Europäer wohlthuend, rührend und zugleich — beschämend ist. Ohne der Mutter Rath und Zustimmung wird über die Kinder nicht verfügt; handelt es sich aber um Verheirathung der Söhne und Töchter, so steht ihr allemal die Hauptstimme zu, und gewöhnlich wird die ganze Angelegenheit ihrer Leitung überlassen. — Auch in Hinsicht des Vermögens stellt das Muhammedanische Gesetz die Frau sehr unabhängig. Sie behält, auch nach der Vermählung, die freie und unbeschränkte Disposition über ihr Eigenthum, bis an ihren Tod. Die Frauen im England sind lange nicht so glücklich. Das Englische Gesetz geht von der Annahme aus, daß die Braut sich von dem Augenblicke an, da die Ringe gewechselt und das Jawort gegeben worden, aller Sorge um ihr zeitlich Hab' und Gut entschlagen, dasselbe ihrem Ehegemahl überantwortet und von nun an gar nichts mehr damit zu schaffen hat. Will sie Herrin ihres Vermögens bleiben, so muß dies vor der Vermählung ausdrücklich und kontraktlich festgestellt werden, und der Bräutigam muß es auf drei oder vier großen Blättern Pergament geschrieben, unterzeichnet und unterzeichnet von sich geben, daß er in diesem Punkte auf alle seine Rechte Verzicht leistet. — Noch mehr: der Koran wahrt auch das Recht der Frau an die Wittge; es darf kein Stück davon ohne ihr Wissen und Wollen veräußert werden. Stirbt die Frau, so regelt sich die Erbschaft wie folgt. Ihr Wittgebrachtes und ihr eigenes Vermögen, wenn solches vorhanden ist, wird zusammen geschlagen; davon fällt, wenn keine Kinder vorhanden sind, die Hälfte an den Mann und die Hälfte an die Verwandten der Frau; hat sie aber Kinder hinterlassen, so erbt der Mann nur ein Viertel, und die übrigen drei Vierteltheile gehören den Kindern an gleichen Theilen; die Söhne haben dabei keinen Vorzug vor den Töchtern.

Etwas anders sieht es freilich bei den Tataren aus. Hier hat sich in der Behandlung des schwächeren Geschlechtes durch das stärkere mancher alte Gebrauch bis auf den heutigen Tag erhalten, der uns — wohl gemerkt uns, nicht den Tataren — Frauen und Mädchen — roh und barbarisch erscheint. Die Ehe wird in Form eines Kaufes eingegangen. Wer ein Mädchen zu seiner Frau heimführen will, muß ihrem Vater einen Preis für sie zahlen. Da der Hauptreichtum der Tataren in ihren Vieh-

Die Holländische Niederlassung in Neu-Guinea.

(Schluß.)

heerden besteht, so wird dieser Preis auf eine gewisse Anzahl von Kühen festgesetzt und meistens auch in dieser Gestalt entrichtet. Je schöner das Mädchen, desto mehr wird geboten; für eine sehr hübsche Tochter bekommt der Vater wohl dreißig Kühe und mehr, für eine häßliche nur vier oder fünf. Kamu der Freiweiber nicht sogleich den vollen Preis entrichten, so geht er in seines künftigen Schwägers Dienste, wie Jakob bei Laban, und trägt ihn durch seiner Hände Arbeit ab. Wir sehen also, der Vater verkauft seine Tochter, — das patriarchalische Familienwesen läßt dem Vater unumschränkte Gewalt über seine Kinder. Aber der Mann darf nicht nach Willkür über die Frau schalten; selbst im Fall der Untreue hat er kein Recht über ihr Leben, sondern er schiebt sie zu den Ihrigen zurück und empfängt den Preis wieder, den er für sie gezahlt hat. Ob übrigens eine Frau im Orient glücklich oder unglücklich, in Freuden oder in Gram, in hohen Ehren oder in demüthiger Zurücksetzung ihr Leben verbringt, das hängt ganz und gar von einem einzigen Umstande ab: ob sie nämlich ihrem Manne Kinder, vorzüglich Söhne, geboren hat oder nicht. Die Kinderlose ist nirgends unglücklicher, als hier, — die von Söhnen und Töchtern umgebene Mutter aber ganz gewiß in der Tatarei so glücklich und hochgeachtet wie in Europa. Allerdings ist es bei einigen Tatarenstämmen Gebrauch, daß die Frau nicht an einem Tische mit ihrem Manne essen darf, und daß alle Plackerei der Hauswirthschaft und Feldarbeit ihr zur Last fällt, während der Eheherr faulenzet und sich gütlich thut. Aber sind denn ähnliche Beispiele von brutaler und tyrannischer Behandlung der Frauen in England, Frankreich und Deutschland so unerhört?

Die Tatarischen Frauen haben mir fast durchgängig wohlgefallen, und ich kann ihnen mit bestem Gewissen nur Rühmendes nachsagen. Sie sind voll herzlicher Liebe zu ihren Männern und Kindern, gastfreundlich gegen den Fremden, unter einander munter und gesprächig. An Festtagen puzen sie sich prächtig heraus, und eingesperrt sind sie nicht im mindesten. Sie dürfen Verwandte und Bekannte besuchen, so oft es ihnen beliebt; sie haben ihre Gesellschaften, wo sie schwätzen, schäkern, klatschen u. dergl. m. Was fehlt ihnen zum Glück! — Tatarinnen und Türkinnen unterscheidet man leicht an ihrem Puz. Jene tragen eine Masse von Gold und Silber auf dem Leibe. Die Ohrringe sind gewaltig groß und hängen oft bis zu den Schultern nieder; sie treiben einen ungemeinen Luxus mit goldenen Halsketten und Armbändern; auch durch die Nase sind Ringe gesteckt. Sie tragen Pluderhosen von hellgelber oder karmoisinrother Farbe; die Füße stecken in rothen Pantoffeln, der Leib in einem langen, faltigen Seidenrock. Dieser Rock ist gewöhnlich vorn mit Silber durchwirkt und hat silberne Knöpfe; um die Hüfte hält ihn ein lederner Gürtel fest, der gleichfalls mit Silber gestickt ist; vorn sitzt eine prächtige goldene Schnalle. Die Tatarischen Frauen haben mit den Türkischen die Sitte gemein, ihre Fingerringel roth zu färben und nur tief verschleiert über die Straße zu gehen. Die Mädchen tragen, zur Unterscheidung von den verheiratheten Frauen, eine hohe runde Mütze von rothem Tuch, worauf als Zierrath Türkische Gold- und Silbermünzen und glänzende Muschelschalen sitzen. Um die Stirn winden sie eine Korallenschnur; ihr Haar, auf welches sie große Sorgfalt verwenden, fällt in langen dicken Flechten über den Rücken und wird unten wieder mit Silberschnur zusammengebunden. Es ist ein wahres Vergnügen, Tatarische Mädchen bei einer Spazierfahrt zu sehen; Alles an ihnen ist Lust und Heiterkeit. Bei Konstantinopel, im Thale der süßen Wasser, zu Bujukdere oder Skutari kann man in der schönen Jahreszeit den Anblick öfters haben. Die Matronen sitzen im kühlen Schatten, die Pfeife im Munde, und ziehen mit andächtigen Wohlbehagen den Dampf des köstlichen Türkischen Tabaks ein; unterdessen amüsiren sich die Töchter mit Tanz und Spiel, und in der Regel mit Schaukeln, dem Lieblingsvergnügen der Mädchen im Orient. In Konstantinopel trinken die Tatarinnen Kaffee, wie alle Welt; in den Steppen ihrer Heimath aber vertritt dessen Stelle eine Art Thee, die an den Ufern des Don wild wächst. Nur stelle man sich keinen Thee mit Milchrahm und Zucker nach Europäischem Geschmack vor; das Tatarische Getränk wird mit Salz, Butter und Pfeffer zubereitet und gilt für sehr gesund.

Das Fuhrwerk, dessen die Tataren sich daheim in ihrem Steppenlande bedienen, heißt Madgar. Der Leser denke sich eine lange, schmale Karre, an der inneren Seite mit Matten oder Schaaffell überkleidet, mit Reifen überspannt und auf zwei oder vier Räder gesetzt, die sich nicht um die Achse, sondern sammt der Achse drehen. An der ganzen Maschine ist kein Eisen; hölzerne Plöcke und Zapfen müssen den gebrechlichen Bau zusammenhalten. Zu allem Unglück gehen die Tatarischen Fuhrleute mit ihrer Wagenschmiere äußerst sparsam um, und die Schafschölzer, die Räder, die Achsenbäume begleiten ihre saure Arbeit mit einem jämmerlichen Konseri. Vorgespannt sind Kameele oder Ochsen. Wirthshäuser giebt es in der Steppe nicht; aber in jeder Schäferhütte findet der Reisende gastliche Aufnahme und reichen Vorrath an Milch, weichem Käse, frischen Eiern, Wassermelonen und Honig, — dem berühmten Steppenhonig, der sich wohl dem Hymettischen vergleichen läßt; denn die ganze weite Steppenfäche ist im Frühjahr mit den würzigsten Thymuspflanzen bedeckt und von Bienen überschwärmt.

(Schluß folgt.)

Das Recht der Erbfolge unter den Häuptlingen der Papuer's ist von ganz besonderer Art. Wenn der König oder Radscha*) stirbt, so folgt ihm sein jüngerer Bruder in der Herrschaft; stirbt auch dieser, so kommt der ältere Bruder an die Reihe, und nach dem Ableben des Letzteren erbt der älteste Sohn des älteren Bruders den Thron. Die subalternen Häuptlinge werden von dem Radscha ernannt. Es giebt keine geschriebene Gesetze; eine Uebertretung des gesetzkräftigen Herkommens wird so bestraft, daß der Schuldige einen Theil seiner beweglichen oder unbeweglichen Habe der Obrigkeit abtreten muß. Schwere Verbrechen haben Confiscation des ganzen Vermögens zur Folge; ein Theil desselben kommt an den Häuptling des Kampong's, zu welchem der Verbrecher gehört, und das Uebrige wird unter die Verwandten der beleidigten Partei vertheilt. Die Todesstrafe ist merkwürdiger Weise unter den Papuer's ganz abgeschafft worden.

Die Papuer's haben schon früh, durch Siamische Missionaire befehrt, den Islam angenommen; allein diese Religion giebt sich bei ihnen so wenig nach Außen hin kund, daß die Holländer nicht eher etwas davon gewahr wurden, als bis die Häuptlinge in der Nachbarschaft von Triton's-Bai den Repräsentanten des Königs der Niederlande ihren Huldigungs-Eid leisteten, was ganz nach muselmännischer Weise geschah. Auch das Grabmal eines früheren Königs von Adama, welches an einer kleinen Bucht auf der Nordseite der Insel lag, konnte als Beweis dafür dienen, daß die Eingebornen sich zum Islam bekennen; denn an beiden Enden desselben war, wie die muhammedanische Sitte erheischt, ein aufrecht stehender Stein angebracht. Das Monument hatte eine Bedachung aus Sago-Blättern.

Bei den Arafura's ist, wenn man dem Zeugniß der Papuer's glauben darf, keine Spur von Religion zu finden; dennoch rufen sie bei ihren Schwüren die Sonne, einen ihrer Berge und eine bestimmte Zahl Waffen als Zeugen an und glauben fest, daß die Sonne den Meineidigen verbrennen, oder der Berg ihn zerschmettern, oder die Waffe ihm einen qualvollen Tod geben wird. — Polygamie ist in ganz Neu-Guinea erlaubt; die Papuer's allein haben die Hochzeits-Gebräuche der Muhammedaner unter sich eingeführt. Die Arafura's huldigen einem Herkommen, das einen Beischnack von Romantik hat; wenn der Jüngling und das Mädchen gegenseitige Zuneigung fühlen und es zwischen ihnen zu einer Erklärung gekommen ist, so ergreifen sie mit einander die Flucht und verbergen sich an einem abgelegenen Orte. Unterdeß bieten die Aeltern beider Theile Alles auf, um den Schlupfwinkel des Liebespaars zu entdecken; bleibt ihre Bemühung ohne Erfolg, so berathschlagen die Freunde beider Familien über diese Angelegenheit. Ist es dann beiden Theilen genehm, daß die Heirath von Statten gehe, so verzeiht man den Flüchtlingen; der Bräutigam macht den Verwandten des Mädchens ein Geschenk, und die Ehe ist geschlossen. Sind aber die Aeltern der Verbindung entgegen, so muß das Liebespaar wieder aus einander, es koste, was es wolle; und entschließt sich der Jüngling oder das Mädchen nach dem Verluste des Gegenstandes seiner ersten Liebe zur Wahl eines Anderen, so ist wieder ein romantisches Davonlaufen unerlässlich.

Wenn ein Arafura stirbt, so reinigt man seinen Körper und wickelt ihn in einen Zeug aus Baumbast oder aus Fasern der Kokospalme. Dann wird die Leiche auf ein Gerüste gelegt, unter welchem ein kleines Feuer brennt. Nachdem der Körper durch den emporsteigenden Rauch ausgetrocknet ist, bringt man ihn auf eine Art Boden unter dem Dache; die Familie aber versammelt sich unten im Hause und feiert ein Fest, das mehrere Tage währt. Nach Ablauf dieser Zeit bestattet man den Leichnam in ein dicht mit Blättern ausgelegtes Grab. Die männlichen Kinder theilen die väterliche Hinterlassenschaft unter sich; den Töchtern wird nur ein sehr kleiner Antheil gelassen. Bei den Papua's bestattet man die Todten nach Muhammedanischer Weise; wenn aber zwölf Monate verflossen sind, so werden die Gebeine des Entseelten wieder ausgegraben, die Ueberlebenden veranstalten ein Fest und beerdigen dann ihren Verwandten zum zweiten Mal. Die Papua's theilen das Jahr in die zwei Zeiten der Konjunktions, von denen jede sechs Mond-Monate begreift, und nennen den dazwischen fallenden windstillen Monat Euranfi.

Die Naturforscher der Expedition waren in ihren Untersuchungen unermüdet; wir verdanken ihrem beharrlichen Eifer einen genauen Katalog der animalischen und vegetabilischen Erzeugnisse von Triton's-Bai und seinen Umgebungen. Viele neue und bis dahin unbekanntes Varietäten von Vögeln wurden aufgefunden, und außerdem eine Menge anderer Vögel, die allbereits wissenschaftlich bestimmt waren. Das Kuskus und viele andere Abarten des Geschlechtes der Kängarus schienen die einzigen einheimischen Vierfüßer zu seyn; denn die Hunde und Schweine, welche man bei einigen Eingeborenen vorfand, waren offenbar von fremdem Stamme. Im Walde bemerkte man keine Spur von Affen, und selbst das gewöhnliche Federvieh schien dieser Gegend ganz zu fehlen. Die vornehmsten Früchte bestanden aus

*) Soll ohne Zweifel Kaku heißen, welches Wort den Sprachen Malaischen Stammes weit inniger angehört, als die reine Sanskrit-Form Radscha.

Kokos: Nüssen, Plantanen, Dschambus, Papanas*) und kleinen sauren Citronen; das Zuckerrohr wucherte, und der Boden erzeugte auch Yams und Muskatnüsse. Werthvolle Bäume, die hier gedeihen, sind, außer den Kokos-Palmen, der Sago-Baum, der Kaffee, Belischari, Rosamala, der Eisen-Baum und der Eben-Baum. Beim Lichten des Waldes stießen die Arbeiter auf mehrere Bäume der letzteren Art, von denen einige beinahe fünf Fuß im Durchmesser hatten und nur mit großer Mühe gefällt werden konnten.

Da die meisten der erwähnten Produkte in ganz Neu-Guinea sich finden, so darf es Wunder nehmen, daß die Eingeborenen, denen es doch weder an Fähigkeit, noch an Sinn für die Bequemlichkeiten des Lebens fehlt, in vielen Gegenden von Allem entblößt sind, was den Menschen über die thierische Lebensweise erhebt. Ihre ganze Technik beschränkt sich auf die Erbauung roher Hütten und Kähne, auf die Anfertigung ihrer Waffen und einiger Ornamente. Die Wohnungen des Dorfes Ota z. B. waren kümmerliche Barracken aus Bambusrohr, mit einem Dache aus geflochtenem Laubwerk. Der Rauch des Feuers, das am Boden angezündet wurde, hatte keinen anderen Ausweg, als die viereckigen Löcher, welche die Stelle von Fenstern und Thüren vertraten; daher auch Europäische Besucher nur wenige Minuten in diesen Wohnungen ausdauern konnten. Fische, Schildkröten, Eier und Plantanen, die vornehmsten Nahrungsmittel der Eingeborenen, wurden am Feuer geröstet, doch ohne alle Vermittlung von Küchengeräth, das ihnen ganz und gar fehlte.

Der Boden um Tritons-Bai stand im Rufe vorzüglicher Güte; dennoch war die Sterblichkeit unter den Pflanzern anfänglich sehr groß. Vom 11. Juli bis zum 7. August hatten sie mit einer feuchten, kalten und nebligen Atmosphäre zu kämpfen, und gewöhnlich regnete es von Sonnen-Untergang bis zum Anbruch des Morgens. Am schlimmsten waren die mit Lichtung des Waldes beschäftigten Arbeiter daran, von denen Viele durch bössartige Sumpf-Fieber, durch Skorbut und Wassersucht hinweggerafft wurden.

Nachdem man jede Vorkehrung getroffen hatte, die der Gesundheits-Zustand erlaubte, erfolgte am 24. August, als am Geburtsstage des Königs der Niederlande, die feierliche Einweihung des Forts. Die Schiffe waren mit einer Unzahl Flaggen und Wimpel geschmückt, und an der Küste standen, außer den Offizieren und Soldaten der holländischen Besatzung, auch die Häuptlinge der benachbarten Papua's versammelt, um die Proclamation vorlesen zu hören. Dieses Manifest besagte, daß der Kommandant von der Regierung des Niederländischen Indiens ermächtigt worden sey, im Namen Seiner Majestät des Königs die Westküste von Neu-Guinea nebst dem Binnenlande in Besitz zu nehmen, jedoch mit Ausschluß der Distrikte Namani Karondessa, Ambarchura und Ambarpon, auf welche der Sultan von Tidor Anspruch machte. Als die Proclamation verlesen war, wurde die holländische Flagge unter dem Donner von 101 Kanonenschüssen aufgezogen. Dann verlas man den zwischen der Regierung und den eingeborenen Häuptlingen geschlossenen Vertrag, worin die Papua's Gehorsam, die Holländer aber väterliche Fürsorge gelobten. Die drei vornehmsten Häuptlinge wurden als Könige verschiedener Distrikte bestätigt und verpflichteten sich mit einem Eid, ihren Europäischen Verbündeten zu jeder Zeit gegen ihre Feinde beizustehen. Als Abzeichen ihres Ranges erhielten sie rothe Kabys und Stäbe mit silbernen Knöpfen, auf welche das Niederländische Wappen gravirt war. Außerdem empfing Jeder ein geschriebenes und besiegeltes Patent.

Nach beendeten Präliminarien lud der Kommandant die Häuptlinge der Papua's zu einem fröhlichen Mahle, bei welchem sie eine Menge Gesundheit ausbrachten, um den edlen Trank, der ihnen so süß zum Herzen redete, ganz ohne Gêne schlürfen zu können. Das geistige Getränk öffnete die Herzen der Papua-Fürsten in solchem Grade, daß sie alle Eiskette bei Seite setzten und Jeden, der in den Bereich ihrer Arme kam, brüderlich umarmten. Das Diner war so gut, als die Umstände es erlaubten; es bestand aus Fischen, die man am gestrigen Tage gefangen hatte, aus Schweinsbraten, einigen Gänsen und verschiedenen Reis-Speisen. Obgleich man der Flasche recht wacker zusprach, so ging die Gesellschaft doch in bester Ordnung aus einander.

(Asiat. Journal.)

Italien.

Herculanium und Pompeji.

Es scheint, daß Pompeji und Herculanium nicht auf eine und dieselbe Weise zerstört worden sind: Pompeji, welches nicht so nahe am Vesuv war, ist bloß mit einer Schicht von Staub und Asche bedeckt, während Herculanium, fast dicht am Fuße des Berges liegend, von Strömen heißer Lava verschüttet wurde, die, nachdem sie sich abgekühlt und hart geworden, die ganze Stadt mit einer festen Kruste überzogen, welche allen Schlägen des Eisens oder Stahls widersteht und sich nur durch Minen sprengen läßt. So wird es begreiflich, warum die Nachgrabungen bei Pompeji vorzugsweise von Statten gehen.

Die Lage Herculaniums war seit dem Jahre 79 der Christ-

*) Ueber die Frucht Dschambu sehe man Marsden's Malaisisches Wörterbuch (S. 104), wo mehrere Arten derselben aufgezählt sind, als: *dschambu mera* (der rothe Dschambu, *eugenia malaccensis*); *dschambu ayer* (der Wasser-Dschambu, *eugenia aqua*) u. s. w. — Die Frucht Papanas (auch Papan genannt) führt den botanischen Namen *carica papaya*.

H. d. Uebers.

lichen Aera unbekannt; man wußte zwar, daß die Stadt in der Nähe des Vulkans gestanden habe, doch war man über den Punkt selbst ungewiß, und es war um so schwerer, ihn zu bestimmen, da auf einem Theil des ehemaligen Bodens der Stadt, der schon seit Jahrhunderten mit frischer Lava aus dem Vesuv bedeckt war, eine ganze Stadt mit neuen Wohnungen und ein Palast des Königs von Neapel erbaut stand. Der Zufall hat hier mehr geholfen, als alle Forschungen der Gelehrten: ihm allein hat man die Entdeckung dieser unglücklichen Stadt zu verdanken.

Ein Fürst von Elbeuf aus Lothringen hatte sich im Jahr 1720 in Neapel angesiedelt und ließ sich in Portici am Ufer des Meeres ein Landhaus erbauen, zu dessen Verschönerung er mehrere alte Marmorstücke kaufte, die ein Bauer der Umgegend beim Graben eines Brunnens auf seinem Felde gefunden hatte. Erstaunt über die Schönheit dieser Marmorstücke, beschloß er, dem Bauern sein Grundstück abzukaufen: der Handel ward geschlossen.

Kaum war er Besitzer geworden, so ließ der Fürst die Nachgrabungen auf eigene Rechnung fortsetzen; der Erfolg übertraf seine Erwartungen: eine beträchtliche Menge von neuen Marmorstücken, von Säulen-Trümmern und Statuen in Griechischem Styl gaben ihm bald hinreichenden Ersatz für alle Ausgaben. Nicht lange darauf entdeckte man auch eine große Zahl von kostbaren Marmorsteinen aus Afrika. So viele Reichthümer, die man fast unter den Augen des Königs von Neapel hervorzog und deren Größe durch das Gerücht gewiß noch übertrieben wurde, machten den Letzteren aufmerksam und veranlaßten ihn zu dem Befehl, daß die Nachgrabungen des Fürsten von Elbeuf sofort eingestellt werden sollten.

Kurze Zeit nach diesem Verbot beschloß der König von Neapel, die Nachgrabungen selbst vornehmen zu lassen. Er befahl, man solle bis auf eine Tiefe von achtzig Fuß in die Erde graben. Man hatte sich, wie denkbar, große Erwartungen von dieser Unternehmung gemacht, aber wie groß war das Erstaunen, als man auf einmal unter den Dörfern Portici und Nemia, die zwischen dem Vesuv und dem Meere liegen, eine ganze Stadt begraben fand. Man war sogleich überzeugt, daß dies das alte Herculanium war. Die Arbeiten wurden mit dem lebendigsten Eifer fortgesetzt und belohnten sich bald durch Alterthümer jeder Art: Gemälde, Freskobilder, Arabesken, Vasen, Basreliefs, die Reiter-Statuen der Konsuln Ronius und Valbus, Vater und Sohn, Dreifüße, Lampen, Schaalen, Kandelaber, Altäre und musikalische Instrumente jeder Art wurden aufgefunden und nach dem Museum von Portici transportirt. Nur solche Gegenstände, die man nicht fortbewegen konnte, ließ man an ihrem Orte stehen.

Unter den Ruinen und Trümmern dieser berühmten Stadt entdeckte man auch mehrere Gebäude von bedeutendem Umfang, einige Tempel, von denen einer dem Jupiter geweiht war, ein Theater und das Forum civile, dessen Oberfläche ein Parallelogramm von 228 Fuß Länge und 132 Fuß Breite bildete. Dieses Gebäude war von Säulen umgeben, die das Gewölbe der äußeren Halle trugen; und außerdem stützten noch 12 Säulen mehrere Hallen im Innern, welches mit Marmor beplastert und an den Wänden mit Fresko-Malereien bedeckt war.

Man konnte auch wahrnehmen, daß die Straßen sämtlich nach der Schnur gezogen und auf jeder Seite mit Brustwehren für die Fußgänger versehen waren. Ihr Pflaster bestand aus Steinen und Lava, welche ganz derjenigen glich, die man auf den öffentlichen Plätzen von Neapel sieht. Daraus schließt der Englische Alterthumsforscher Herr Hamilton, der vor kurzem eine Beschreibung von Herculanium und Pompeji herausgegeben hat, daß die Ausbrüche des Vesuvs viel älter sind, als die Verschüttung von Herculanium. Hören wir, wie Herr Hamilton seinen Einzug in Pompeji beschreibt, in Gesellschaft eines Freundes und zweier Cicerone:

„Wir mußten mehrere Minuten über die Asche schreiten, unter welcher die Stadt verschüttet worden. Man braucht den Boden nur einige Fuß tief zu graben, so berührt man schon die Spitzen ihrer Tempel und Gebäude. Aus dieser fruchtbaren Asche wachsen gegen 20 Bäume hervor, unter welchen man auch einzelne Säulen erkennt. — Wir befanden uns in der Vorstadt, in einer geräumigen, nach der Schnur gezogenen Straße, die in ihrer ganzen Länge mit Landhäusern, Grabmälern und kreisförmigen Bänken aus Stein besetzt ist; hier pflegten die Bewohner gegen Sonnenuntergang sich hinzusetzen zwischen den Gräbern ihrer Verwandten und Freunde, um frische Luft zu schöpfen und die ankommenden Fremden zu mustern. Wir erkannten aus der Inschrift auf einem dieser Grabmäler, daß es einem Admiral aus Pompeji errichtet worden: zwei große gläserne Urnen waren darin eingeschlossen; in der einen lag die Asche des Admirals, in der andern der Rest von den Gebeinen, welche die Flamme verschont hatte. Bei der Entdeckung des Isis-Tempels hat man auch die Geräthe, die bei den Ceremonien unentbehrlich waren, und einige Skelette von Priestern gefunden, die während der Ausübung ihrer Amtspflichten von dem Aschenregen überrascht und lebendig begraben wurden. Noch sieht man ihre Kleider, die Kohlen auf dem Altar, die Kandelaber, Schaalen zur Libation, Becken, um die Eingeweide der Opfertiere aufzunehmen, Leistikörner oder Betten, auf welche man die Göttin Isis hinlegte, wenn man ihr große Gaben darbrachte, und überall die Attribute dieser Göttin. — Isis war nicht die einzige Göttin, welche in diesen ihr geweihten Tempel aufgenommen wurde, denn man hat auch Statuen von Bacchus, von Venus und selbst von Priapus darin gefunden. Die meisten dieser Statuen waren aus Holz, nur Kopf und Hände von Marmor.“

„In der Vorstadt liegt auch das Landhaus Cicero's, eines von denen, die ihm am meisten gefallen haben. Auch Sallust hatte in Pompeji ein Haus, welches innerhalb der Ringmauer nicht weit von dem Hauptthor liegt. Der Name seines Besitzers ist in rothen Charakteren auf die Vordermauer eingegraben. Hier wurden die Verordnungen der Magistrate, die Bekanntmachungen, die Kauf- und Miethkontrakte niedergeschrieben. Dieses Haus des Sallust ist ohne Widerspruch eines der merkwürdigsten in der ganzen Stadt: es enthielt eine ungeheure Zahl von Gemälden, von Mosaik, von Krügen, von kostbaren Vasen in verschiedener Form und Größe. Sallust selbst war einer der einflussreichsten Bürger in Pompeji. Wir besuchten sämtliche Häuser, die offen standen, und betrachteten sorgfältig die Landschaften, die auf den Wänden gezeichnet waren, und die Zierrathen in Gyps und Mosaik. Man könnte fast glauben, diese Orte seyen erst seit gestern verlassen. Das Schild des Kaufmanns ist noch an seiner Thür zu sehen, die Wände sind noch fast mit frischen Tapeten bedeckt, nur haben die Kinder einige davon beschmutzt, und hier, wie überall, haben die Narren ihre Namen an den Mauern eingegraben.“

„Solche noch so vollkommene Spuren und Reste eines Lebens, das seit beinahe zwei Jahrtausenden erloschen ist, einer Bevölkerung, von der jeder Schritt, jeder Stein erzählt, während sie selbst sich nirgends blicken läßt, machen natürlich auf den Besucher dieser Orte den tiefsten, erschütterndsten Eindruck, den man sich denken kann, einen Eindruck, den nur der ganz ermüdete, welcher selbst jene Städte betreten, der Alles mit eigenen Augen angesehen. Man tritt in die Häuser, man liest auf der Schwelle in großen Charakteren das SALVE: sollte man nicht glauben, bald die Stimme und den Gruß des entgegenkommenden Herrn zu vernehmen? — Man steigt die Treppen hinauf und herunter, man wandelt durch den Hof, durch den Speisesaal, durch die Schlafzimmern und Badestuben, man dringt in die Keller, Küchen und Arbeitsstuben: — fürwahr, selbst den trockensten, gedankenlosesten Menschen, dem jedes Fünkchen Phantasie ausgegangen, muß diese Todte und doch so unendlich reiche Einsamkeit überwältigen.“

„Die meisten Häuser in Pompeji haben einen viereckigen Hof mit einem Springbrunnen in der Mitte und mehreren kleinen Zimmern, die mit dem Hof kommunizieren. An dem Bau und der Vertheilung dieser Häuser sieht man, daß die Bewohner von Pompeji gern zurückgezogen lebten, denn sie hatten nur wenig Fenster nach der Straße, außer wenn die Natur des Terrains und die ganze Lage des Hauses es nicht anders zuließ, und dann wurden auch die Fenster immer so hoch angebracht, daß das Innere vor den Blicken der Neugierigen hinreichend geschützt war. Sämmtliche Häuser sind sowohl in der Anordnung, wie in der Ausschmückung der Gemächer, einander ähnlich; ihre Höhe beträgt nur zwei bis drei Stock. Die Zimmer haben eine Fläche von zehn bis zwölf Quadratfuß und sind ungefähr 14 bis 18 Fuß hoch; sie kommunizieren nur wenig mit einander und sind fast alle ohne Fenster, außer denen, die nach dem Garten zu liegen und die wahrscheinlich für die Frauen bestimmt waren. Der Hof war fast immer von Säulenhallen eingeschlossen, selbst in den kleinsten Häusern; diese bedeckten Gallerieen haben gewiß dazu gedient, Schatten und Kühlung zu gewähren. Zimmerholz ward in den Gemächern nur zu den Fenstern und Thüren gebraucht; sämtliche Balken dagegen an der Decke und auf dem Boden sind in Mosaik gearbeitet.“

„Wir besuchten die kleinsten, verstecktesten Winkel mehrerer Häuser. Das erste, welches man beim Eintritt in die Vorstadt trifft, gehört zu denen, die am allerbesten erhalten sind. Auch hier waren keine Fenster nach der Straße zu, was überhaupt den Straßen, wo keine Läden sind, ein ziemlich einförmiges Aussehen giebt. Wir traten in einen viereckigen Hof, der von bedeckten, durch eine Kolonnade getragenen Gallerieen eingeschlossen ist; unter diesen sah man die Thüren, die in die inneren Gemächer führten. Von da kamen wir in einen zweiten Hof, in dessen Mitte sich ein Garten befindet mit mehreren Lauben, und darüber schöne Terrassen, welche die Aussicht nach dem Vesuv und dem Meerbusen geben. Dieses Haus, das nicht weit von dem Cicero's stand, gehörte einem Freigelassenen, Namens Diomedes, der hier sein Grabmal hatte errichten lassen, aber nicht darin begraben wurde; er fand seinen Tod bei dem Ausbruch des Vulkans in dem Moment, wo er, mit Gold und Silbermünzen beladen und von einem Sklaven mit kostbaren Vasen begleitet, durch das Thor des Gartens nach dem Meere entfloh. Dieses Haus hat besonders schöne Keller: die Amphoren stehen daselbst noch an der Wand gelehnt zwischen kleinen Mauer-Nischen. In diesen Kellern hat die Hausherrin mit ihren Frauen Schutz gesucht, als der Vesuv seine brennende Asche auswarf. Man hat daselbst ihre Skelette gefunden, 27 an der Zahl. Die Hausfrau hatte sich an die Wand zurückgebogen und im Schrecken die Arme ausgestreckt, als wollte sie den Tod, der von allen Seiten auf sie eindrang, zurücktreiben; so hat sie die Asche eingehüllt und an die Wand gedrängt; sie hat sich um ihren Körper herumgegossen und so, nachdem sie hart geworden, alle Formen desselben erhalten. Zwar ist das Fleisch vermodert, aber der Abdruck desselben ist in der Asche zurückgeblieben. Ich habe noch die goldenen Armringe gesehen, welche diese Frau an jenem Tage getragen.“

„Uebrigens hat man in Pompeji nicht sehr viel Skelette gefunden, was es ziemlich wahrscheinlich macht, daß der größere

Theil der Bevölkerung sich noch schnell retten konnte. Einige indessen wurden überrascht: man hat auch mehrere Unglückliche in den Gefängnissen vergessen. In dem Quartier der Truppen sind einige Soldaten, die auf die Folter gelegt worden, in dieser schrecklichen Lage umgekommen; man hat ihre Knochen an den Ketten hängend gefunden, die, in den Stein eingegraben, durch die Asche, die sie bedeckte, vor dem Rost bewahrt wurden. Man zeigte uns auch die Hand eines Mannes, der, wie Diomedes, mit seinem Gold und seinen Edelsteinen zu entfliehen gesucht hatte.“

„Wenn man in der Stadt umhergeht, sieht man lauter schöne gerade Straßen vor sich, die eben so wohlthuend für das Auge, als angenehm für den Fußgänger sind. Hier giebt es Bäckerläden mit höchst kariofen Mühlen, dort Brunnen, die mitten auf der Straße gegraben sind, und Rinnen, um das Wasser ins Meer zu leiten; an der Ecke einer Quergasse sieht man eine Apotheker-Bude mit dem Schilde einer Schlange, die einen Apfel beißt; weiterhin an der Mauer eines Hauses einen Altar in freier Luft, über dem Jupiter's Adler schwebt; daneben das Magazin der öffentlichen Wagenmeister und einige Läden für warme Getränke, die unseren Kaffeehäusern entsprachen; noch weiter im Hintergrunde eines Hofes ein zweideutiges Haus, auf dessen Schild in Marmor die Worte eingegraben sind: Hic Felicitas.“

„Wir sahen auch eine große Menge von Schwären, die sich ganz gut erhalten haben, Brodte mit dem Namen des Bäckers auf der Rinde, einige vollständig gebacken, andere nur halb, einige schon angechnitten; Mehl mit Wasser und Hefen gemischt; eine Lorte in ihrer Pfanne, die schon in den Ofen gesetzt war; Bohnen, Nüsse, Del, Wein, Flaschen mit dem Namen des Konsuls; Korn, welches man jetzt in die Erde gelegt und das nun grüne Stengel hervorgetrieben. . . . Es ist etwas Furchtbares selbst in diesem plötzlichen Andrang des Lebens nach einem Stillstand von so vielen Jahrhunderten.“

„Alle diese Gegenstände sind nach Neapel gebracht worden und bilden dort eine Sammlung, die in Europa ihres Gleichen sucht. Man bewundert daselbst eine Menge Geräthschaften aus gebrannter Erde, aus Weidenrohr, aus Glas, Bronze, Kupfer u. s. w. Sämmtliche Zierrathen der weiblichen Toilette, Schminktöpfe mit rother Farbe, Kästchen für die Arbeiten der Damen, mit Nadeln, Zwirn, Fingerhüten, Scheeren und dergl.; eine Anzahl von musikalischen Instrumenten, Würfel zum Spielen, von denen einige zum Betrug eingerichtet sind und Oeffnungen haben zur Aufnahme des Blei, monocochi oder Kreisel für die Kinder, die ganz wie die heutigen aussehen; alle Arten von chirurgischen Instrumenten und, was nicht weniger merkwürdig ist, ein forceps für die Entbindungen: das Alles ist hier zu finden.“

„Man hat auch eine große Zahl von Papyrusrollen, die in den Nachgrabungen ans Licht kamen, nach Neapel gebracht. Diese Handschriften sind in runde Büchsen eingeschlossen. Da die Asche sie halb verzehrt hat, so glaubte man anfangs, nur Stücke von Holzkohlen zu sehen, ein Irrthum, durch welchen eine Menge von Manuskripten verloren gegangen ist. Später hat man, wie bekannt, ein sinnreiches und mühsames Verfahren entdeckt, diese Schrift zu entziffern, obgleich sie durch den Brand viel gelitten hat.“

Bibliographie.

Lucrecia degli Obizzi. — Trauerspiel von A. dall'Acqua. Vada u. Amor e sventura. — Sammlung von Novellen. Mailand.
Atti della società letteraria Volca-Veliterna. — Zweiter Band. Belletri.
Virtu e delitto. — Historische Novelle von G. Barbieri. — Mailand.
Della istoria e della indole di ogni filosofia. — Von A. Buonafede. 2 Bde. Mailand.

Mannigfaltiges.

— Neues Englisches Epos. So oft und so unwiderleglich auch schon bewiesen worden, daß unsere Zeit nicht mehr für das Heldengedicht gemacht sey, finden sich doch immer wieder neue Dichter, die ein Talent, das vielleicht auf einem anderen Felde siegreich gewesen wäre, auf dem epischen Brettergerüste vergeuden. Zu diesen Dichtern gehört auch Herr William Herbert, ein Englischer Geistlicher, der jetzt ein Heldengedicht unter dem Titel „Attila, König der Hunnen“ hat erscheinen lassen. Das Gedicht zerfällt in zwölf Gesänge und behandelt das Leben der mächtigen „Gottesgeißel“ von der Schlacht bei Chalons bis zum Tode des Helden. Der Verfasser ist hauptsächlich der Erzählung des Priscus gefolgt, hat aber auch noch viele andere Quellen und Legenden benutzt, so daß einige seiner Gesänge sich wie versifizierte Novellen in der Weise des Ariost lesen lassen. Dabei hat Herr Herbert das Versmaß und die Wortstellungen seines großen Meisters Milton streng beibehalten. Wer aber darum eine Vereinigung des „rasenden Roland“ und des „verlorenen Paradieses“ in dem neuen „Attila“ zu finden meint, der irrt sich natürlich ganz gewaltig, da bekanntlich das Rüstzeug des einen und die Farben des anderen berühmten Meisters in den Händen des Nachahmers nicht hinreichend sind, ebenfalls ein Meisterwerk herzustellen. Gleichwohl ist die Sprache des neuen Heldengedichts eine edle, eben so bilderreiche als bildende, und der Dichter berechtigt dadurch allerdings zu einem mehr in das Leben eingreifenden Werke für die Zukunft.

*) Attila, King of the Huns. By the Hon. and Rev. William Herbert. London, 1838.